

Aus Maria Einsiedeln.

---



## Mus Maria Einsiedeln.

Von Schw. Engelberta C. P. S.

Verwundert werden viele der freundlichen Leser des „Vergißmeinnicht“ diese Aufschrift lesen. „Was ist das? Da hat sich Schwester Engelberta wohl verschrieben? Maria Loreto soll es heißen; wie könnte das auch anders sein?“ — Und doch, meine teuren Freunde, es ist kein Druckfehler. Schwester Engelberta ist in den letzten Tagen des Jahres 1922 von Maria Loreto nach Maria Einsiedeln gepilgert.

„Irre Waller allzumal,  
Pilgern wir durch Berg und Tal  
Dieser Erdenauen.  
Gib uns tröstlich gut Geleite,  
Hochgebenedeite,  
Gütigste der Frauen!  
Geht an Schlünden unser Weg,  
Braust der Sturm und bricht den Steg,  
Hilf ein Brücklein bauen.  
Sei du stützend uns zur Seite,  
Hochgebenedeite,  
Gnädigste der Frauen!“

(Weber.)

Von der Höhe des Monte Loreto ist die Pilgerin weitergewandelt, bis sie nach zwei Tagereisen per Bahn und teils mit dem Wägelchen tief unten im stillen Tale, im kleinen Kirchlein, ganz unter Bäumen versteckt, in Maria Einsiedeln anlangte. Also wieder ein Wallfahrtsort, benannt nach der berühmten Gnadenstätte in der Schweiz.

Volle 33 Jahre war ich in der Station Ezenstochau, davon 6 Jahre auf der kleinen Außenstation Maria Loreto, von welcher ich gar vieles erzählt, so daß der aufmerksame Leser des „Vergißmeinnicht“ dieses traute Kirchlein von innen und außen kennen gelernt hat. Dankbar bin ich dem Herrn und der lieben Frau von Maria Loreto für alle Gnaden, allen Schutz und Hilfe, die ich dort empfangen, für alle Freuden in der Mission, selbst für alle Leiden und Mühen, die ich dort erlebt. Ich zähle gerade diese letzten 6 Jahre in Maria Loreto zu den glücklichsten, friedlichsten meines ganzen 35jährigen Missions- und Ordenslebens. In jedem Menschenleben tritt oft plötzlich ein Wendepunkt ein, meist ganz unvorhergesehen, von niemand gewollt; es kommt so, weil es so und nicht anders von der göttlichen Vorsehung bestimmt war.

Im Schlußartikel von „Maria Loreto“ kann der freundliche Leser schon so zwischen den Zeilen lesen, daß die Schreiberin ein instinktives Ahnen erfaßt hatte, erst ein leiser Zweifel, der aber bald tiefere Wurzel faßte, ob sie wohl diese traute Stätte auch im folgenden Schuljahre wieder betreten werde. Der Mensch fühlt oft instinktiv, wenn er an einem neuen Wendepunkt seines Lebens angelangt ist.



kindlich-wehmütige Bitte um ihren Reisesegen, dann noch ein stilles Ave für meine armen Kinder, und ich zog von dannen.

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,  
Ich zieh' betrübt von dir hinaus,  
Und fänd' ich auch das größte Glück,  
So dächt' ich doch an dich zurück!“

Der Abschied von Tzenstochau fiel mir weniger schwer. Das geräuschvolle Leben und Treiben auf der großen Station, die hohen Schulen, die vielen Kinder und Leute, das geschäftige Hin- und Herlaufen paßte meiner an die stille Bergeinsamkeit gewöhnten Natur schon lange nicht mehr, ich war in Tzenstochau mehr oder weniger „fremd“ geworden. So kam es, daß ich fast mit Sehnsucht dem Tag unserer Abreise entgegen sah.

Einige Tage vor dem hl. Weihnachtsfeste 1922 brachte ich noch am interessanten „Hlabeni-Berge in unserm Kirchlein „Königin der Engel“ zu, gestiftet von meinem lieben, geistlichen Mütterchen in Amerika, N. N. Dort half ich der guten Schwester Domitilla über alles Herbe des Abschieds hinweg, denn auch für sie war ein neuer Wendepunkt im Leben eingetreten. Ein großer Trost war es für uns beide, daß ein recht frommer, gutherziger, schwarzer Lehrer, Adalbert Duma, die Schule der Ib. Schw. Domitilla übernehmen sollte.

Adalbert war einst mein kleinstes, jüngstes Schulbübchen in Tzenstochau im Jahre 1890, und ist jetzt ein staatlich geprüfter Herr Lehrer geworden. Also war für die guten Kinder am Hlabeni-Berge gut gesorgt. Die Zeiten sind eben vorangeschritten, unser schwarzes Volk ist nun schon gebildet und kann selber Ämter übernehmen. Darum wollte auch unsere teure ehrw. Mutter Generaloberin, welche eben von Europa zur Visitation zu uns gekommen war, daß die älteren Schwestern die schweren, anstrengenden Posten solch jungen Kräften überlassen. Auch in Maria Coreto oben ist ein solcher schwarzer Lehrer samt Familie, auch ein ehemaliger Schulknabe von Tzenstochau.

O wie schnell waren diese letzten Jahre für uns dahingeflossen! Schön war es oben bei der „Königin der Engel“; das Scheiden von ihr, von diesem trauten Gärtchen, von dem niedlichen Schwesternhäuschen, wahrlich, es fiel uns nicht leicht. Doch der Herr hatte ja für uns beide ein neues Arbeitsfeld in Aussicht gestellt, wo wir wieder in der Mission arbeiten sollten und unsere teure ehrw. Mutter hatte so wahrhaft mütterlich für unsere Zukunft gesorgt.

Dort, wo wir beide hinkommen sollten, harrete unser schon mit Sehnsucht im Herzen unsere teure Schw. Ubalda, welche die letzten zwei Jahre Leid und Freud mit mir in Maria Coreto geteilt hatte, die arme Ausgewiesene aus Deutsch-Ost-Afrika und bereitete mit mütterlicher Liebe ein Nestchen für uns, wo wir wieder ein trautes Heim, eine neue Mission, eine neue Lebensaufgabe finden sollten. Warum traurig sein? Dem Mutigen gehört die Welt!

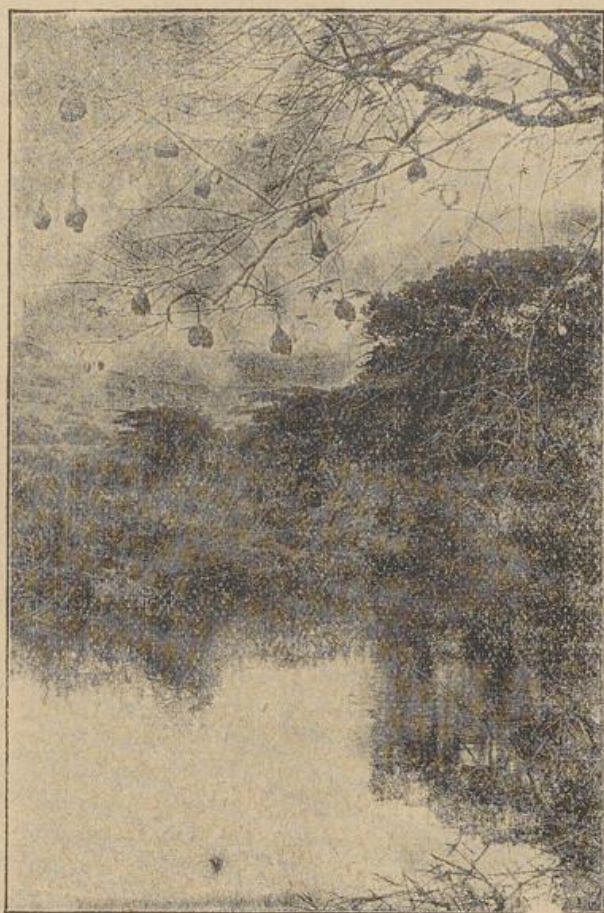
„Berggipfel erglüh'n,  
Vom Lenzhauch geschwellt;  
Zugvogel mit Singen  
Erhebt seine Schwingen,  
Ich fahr' in die Welt!“

(J. B. v. Scheffel.)

Am 29. Dezember 1922 endlich kam der Tag unserer Abreise von Tzenstochau. 33 Jahre ununterbrochen hatte ich hier gelebt, und die Ib. Schw. Domitilla 23 Jahre; eine schöne Zeit! Man sagt, ein alter Baum läßt sich nicht mehr leicht verpflanzen. Die Wurzeln sterben im neuen Boden. Wird es mit uns auch so gehen? — Man prophezeite es uns. Hauptsächlich ich, meinte man allgemein, könne mein liebes Tzenstochau nie verlassen und werde alsbald



wieder zurückkommen. Viele wollten gar nicht recht Abschied nehmen; von Volk und Kindern hatten wir schon in unseren Schulen Abschied genommen, ihnen aber den Tag unserer wirklichen Abreise in Tzenstochau verheimlicht, und so waren wir ganz stille aus Tzenstochau fortgefahren, nur von wenigen ganz Getreuen bis zum Ufer des Umzimkulu begleitet. Dort standen unsere wenigen Hauskinder, welche bei uns von klein auf ganz in Pflege waren, und weinten herzerbrechend.



Nester der Webersvögel.

Die Schw. Oberin der Station natürlich brachte uns bis ans jenseitige Ufer des Flusses, dann bestiegen wir den Wagen. Ein letzter Händedruck, und fort ging's in unbekannte Fernen.

Stille und in sich gekehrt saß die liebe Schwester Domitilla und auch ich im Wagen. Unser Blick war in Tränen verschleiert; nur einmal, noch ein einziges Mal sahen wir zurück, dann war das Panorama von Tzenstochau mit seinen Häusern und Gärten und Wäldern unsern Augen entschwunden. Deo gratias! Gott sei Dank, jetzt, wo wir nichts mehr von unsern Lieben sahen, wurde es uns leichter ums Herz, wir atmeten auf und schickten unsern Blick,



unsere Gedanken in die Zukunft. Drei Sterne tragen wir in unserer Brust: Glaube, Hoffnung und Liebe. Sie müssen das Himmelsgewölbe unserer inneren Welt erleuchten, sonst herrscht trostlose, schaurige Nacht im Herzen. Wehe dem, dem sie untergegangen sind! Für ihn lohnt sich des Lebens Müh' nicht mehr. Je heller sie aber erstrahlen, um so mehr verklären sie die Tage unserer irdischen Pilgerschaft. Nein, nicht mehr traurig sein, dachte ich; wo wir hinkommen, wohnt derselbe Gott mit uns unter einem Dache, dieselbe himmlische Mutter Maria; besonders ihr wollte ich alle die von uns verlassenen Kinder übergeben. Wird sie nicht eine noch viel bessere Mutter sein als ich es war?

„O du süßester von allen Namen!  
Wie so sanft durch meiner Harfe Saiten,  
So melodisch deine Töne gleiten!  
Die Akkorde, die von jenseits kamen,  
Die aus unbekannten Herrlichkeiten  
Leise Lüfte zu mir hergeleiten, —  
Lieblich, wie ein fernes, sel'ges Amen  
Tönst du, Name der Hochgebenedeiten: Maria!“ (E. Koch.)

Am 29. Dezember, abends etwa gegen 6 Uhr, kamen wir mit dem Dampfroß in Mariburg an. P.-Mariburg ist schon eine große Stadt; doch für uns Klosterfrauen, die so viele Jahre unter dem schwarzen Volke gleichsam wie in der Wildnis gelebt hatten, hatte sie kein Interesse; fast kam ich mir vor, wie so ein scheues, furchtsames Landkind, wenn es aus den Tirolerbergen in eine große Stadt kommt und sich auf der Straße vor den Wagen und Autos fürchtet. Einst habe ich in Wien über eine solche Ängstlichkeit gelächelt und als kleines Mädchen den großen Vetter vom Lande unter den Arm genommen und ihn schützend über die Straßen der großen Stadt geführt. Heute nach 35 Jahren glich ich selber solch einem ängstlichen Bäschen vom Lande. Wie sich doch die Zeiten ändern!

Auf dem Bahnhof erwarteten uns schon zwei ehrw. Schwestern von der hl. Familie, eine war eine Deutsche, die andere eine Französin; beide führten uns in ihr stilles Klösterlein und wurden wir auf die liebenswürdigste Weise bewirtet und beherbergt. Wie wohl war es uns in diesem schlichten, ach gar so armen Kirchlein! Das Jesulein in der Krippe, fast in Lebensgröße, streckte uns so liebevoll, so einladend, die nackten Aermchen entgegen; es lag auf Stroh gebettet.

Wir beide wurden in einem feinen Fremdenzimmer einlogiert und begaben uns denn auch, die erste Nacht von Tzenstochau und unseren lieben Stationen Maria Coreto und Engelosini entfernt, zur Ruhe. Wir waren beide guter Dinge, die wehmütige Stimmung von heute Morgen war wie weggeblasen, wir begannen uns der neuen Eindrücke zu freuen und lebten in Worten und Gedanken der Zukunft. Müde vom Fahren schiefen wir auch gar bald ein. Zum Schluß fiel mir das Gebetlein „14 Englein steh'n bei mir Wacht“ ein, und die liebe Schwester Domitilla meinte lächelnd: „Nun, 14 Englein ist doch wohl ein bißchen zuviel, zwei tun's auch.“ Aber siehe da, wir hätten die 14 Englein bald gebraucht; ich glaube, die hätten alle zu tun gehabt, uns von den bösen, lärmenden, polternden, raubenden und plündernden Gesellen, die uns des Nachts überfielen zu beschützen, sie fortzutreiben und unsere Reisetaschen zu behüten. Schrecklich ging es zu! Wir hätten noch was anderes gebraucht, als hl. Englein, nämlich eine Kaze, um die Ratten, die unter und über das Bett, in und außer den Taschen und über die Körbe sprangen, zu verjagen und zu bändigen. Kaum war Ruhe, hatten wir sie geschreckt, da fingen sie schon



wieder an und ruhten nicht eher, bis sie unser letztes Stücklein Brot und Käse aus Tzenstochau aufgezehrt hatten. Das war ein freches Stadtgesindel! Wir überließen ihnen zuletzt die bereits angefressenen Stücklein, um wenigstens unsere Ohren und Zehen in Sicherheit zu haben.

O, „Lühow's wilde, verwegene Jagd,“ kam mir in den Sinn, so polterten diese Kerle; aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Gegen Morgen schliefen wir ein, mußten jedoch schon sehr frühe aus dem feinen, weichen



Heidnische Frauen beim Wasserholen.

Bettlein und dem teppichbelegten Zimmerchen, welches desungeachtet ein greuliches Rattenloch war. Ja, ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt, sagt das Sprichwort.

In der Eisenbahn setzten wir uns stille in ein Eckchen und schliefen nochmals etwas ein. Das Husten und Pusten des schwarzen Dampfrosses schien uns im Schlummer wie ein sanftes Wiegenlied. Jetzt war die liebe Sonne aufgegangen und lugte erst schüchtern, dann immer dreister durchs Wagenfenster herein. Wie froherwachte Kinder rieben wir uns die Augenlein, eine fröhliche



Stimmung überkam uns; wir konnten ja nicht mehr sehr weit von Richmond entfernt sein.

Wir hatten ein Reisebüchlein; unsere liebe, gute Schw. Philippine hatte uns fürsorglich die Stationen schön aufgeschrieben. Richtig, der Zug hielt; da müssen wir aussteigen. Schnell und freudig packten wir unsere sieben Sachen, wie man zu sagen pflegt, zusammen, und stiegen aus. Aber siehe, wir hatten uns getäuscht. Ein freundlicher Herr machte uns aufmerksam, daß wir wieder einsteigen und noch weiterfahren mußten, und half uns, galant wie die Herren Engländer alle gegen Damen sind, die sieben Sachen wieder ins Kupee zu bringen. Daran war eben unsere gute, allezeit wohlmeinende Schwester Philippine in Tzenstochau schuld; sie ist sonst eine erfahrene, alte „Reisetante“; aber diesmal hatte sich die Herzensgute doch getäuscht. Es fiel uns der bekannte, von der Ib. Schw. Philippine oft angeführte Witz ein: „Da hab' i mi aber täuscht, — da hätt'st di du aber a täuscht, — so hast di du aber a no nia täuscht, — so hat si a no koaner täuscht, — wi i mi hab täuscht! —“ Mit lauter Täuschung fuhr unser Zug nun aber doch in Richmond ein und sind wir nun diesmal auch wirklich ohne alle Täuschung ausgestiegen, wobei uns der freundliche Gentleman wieder hilfreich die Hand bot.

Nun standen wir in Richmond auf dem Bahnhof; der erhoffte Wagen war noch nirgends zu sehen und wir überlegten eben, was zu tun sei. Aber siehe da, soeben sprengte ein Reiter daher, ein junger, strammer Bursche, zog gar artig und untertänig sein Hütlein und meldete, daß er geschickt sei, zu schauen, ob die Schwestern wirklich kommen; der Wagen sei schon am Wege, die Nkosazane (Schwester) komme schon und kutschiere selber. Kaum gesagt, sprengte er davon, und wir fanden bald einen dienstbaren Burschen, der uns Schwestern gerne das Gepäck trug, bis zu einem schönen, schattigen Plätzchen in der Nähe eines Kaufladens, wo wir auf die Schwester und den Wagen warten wollten. Richtig, da kam sie schon ganz flink im leichten Wägelchen heran; sie hielt ganz stramm die Zügel und schon von weitem sahen wir, daß es unsere liebe, gute Schwester Ubalda, unsere Schw. Oberin selber, war, die uns abholte. Wer beschreibt die Freude unseres Wiedersehens? Wie froh bewegt waren unsere Herzen! Wir stiegen in den Wagen; sonst so ängstlich beim Fahren, hatte ich alle Furcht vergessen, selbst dann, als Autos rechts und links vorbeifuhren, und nur eine Schwester das Pferd lenkte; ich fühlte mich ganz sicher und war in der Stimmung des heimwärtsfahrenden Schiffsjungen:

„Ein Knabe lenkt mit fester Hand

Zu Land den flinken Kutter,

Und schwingt sich jubelnd auf den Strand

Und liegt im Arm der Mutter.“

Etwas mehr als zwei Stunden dauerte die Fahrt; dann sahen wir schon von weitem tief drunten im Tale die alte, kleine Station „Maria Einsiedeln, ganz unter Bäumen versteckt, nur hie und da guckte etwas Weißes durch das Grün. Auf dem Wege sprach unsere liebe Schw. Oberin einigemal die Befürchtung aus: „Liebe Schwestern, ob's euch wohl gefallen wird im kleinen, armen Maria Einsiedeln? Es ist ein großer Unterschied, wenn man von der großen, schönen Station Tzenstochau herkommt. Das Schwesternhäuschen, Refektorium und Schlafzimmer haben wir zwar schon frisch getüncht und ein bißchen verschönert, aber sonst liegt halt alles noch sehr im Argen.“ Doch wir beruhigten die Gute und sagten, daß wir längst schon von allen Seiten her gehört haben, wie verwahrlost und verkommen alles in Einsiedeln sei und daß es viel Arbeit, Mühe und Geduld brauchen wird, das verfallene Stättchen wieder langsam,



allmählich in besseren Stand zu bringen. Daran waren eben die bösen, langen Kriegsjahre schuld. Die Hochw. Herren waren Kriegsgefangene in Mariannhill, es konnte keiner heraus, die Mission schloß infolgedessen fast ganz ein, alles zerstreute sich; die wenigen Kinder gingen fast alle heim und die paar armen Schwestern waren kränklich, schwach und elend und mußten sich so allein fast zu Tode abquälen, konnten also mit dem besten Willen weder im Haus, noch im Garten und Feld alles allein bezwingen. Der eine Hochw. Herr, der da war, hatte außer Einsiedeln noch viele andere Plätze zu versorgen. Zudem war man schon lange Zeit mit dem Plane umgegangen, Maria Einsiedeln ganz aufzugeben wegen Mangel an Priestern und auch, weil man allgemein sagte, die Station Maria Einsiedeln sei nichts, sei zu nahe an dem Städtchen Richmond, es sei nie viel gewesen usw. Unsere lb. Frau von Einsiedeln jedoch scheint nicht mit diesem Plan einverstanden gewesen zu sein. Maria ist eine gar gute Hirtin; sie wollte es offenbar nicht, daß ihre Schäfchen ganz verlassen werden und all die Schweißtropfen, Mühen und Strapazen der hier vor Jahren



Maria Königin der Engel.

eifrig arbeitenden Missionare umsonst vergossen werden sollten. Sie fügte es anders. Wenn man in der Chronik von Einsiedeln aufmerksam liest, so kann man sehen, daß es auch hier eine Zeit gegeben hat, natürlich vor dem Kriege, wo die Mission in voller Blüte stand, und der seeleneifrige, fromme Missionar zu der Zeit hat guten Samen ausgestreut, welcher früher oder später neuerdings wieder zum Aufblühen kommen muß. Nur die letzten bösen Jahre ist alles nur scheinbar ausgetrocknet, aber erloschen kann nicht alles sein; nun, die Zukunft wird ja lehren, was noch aus diesen Schäflein der zerstreuten, vom Hirten verlassenen Herde wird, wenn sie liebevoll zusammengesucht, belehrt, erquickt, getröstet und gestärkt werden. Wenn sie von guten Hirten und Hirtinnen aus dem Dornestrüpp ihres Sündenlebens wieder herausgezogen, ihre Lebensverhältnisse geordnet werden, und sie wieder den wahren Schafstall gefunden haben.

(Fortsetzung folgt.)